
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 166. Bromberg, den 24. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(4. Fortsetzung.)

Der Toast fand allseitige Zustimmung, und der in eine nervöse Unruhe geratene Mr. Nelson wollte sofort das Wort nehmen, um zu danken. Aber Corinna hielt ihn ab, Vogelsang sei der ältere und würde vielleicht den Dank für ihn mit aussprechen.

„Oh, no, no, Fräulein Corinna, not he . . . no such an ugly old fellow . . . please, look at him," und der zapplige Heldennamensvetter machte wiederholte Versuche, sich von seinem Platze zu erheben und zu sprechen.

Aber Vogelsang kam ihm wirklich zuvor, und nachdem er den Bart mit der Serviette geputzt und in nervöser Unruhe seinen Waffenrock erst auf- und dann wieder zugeknöpft hatte, begann er mit einer an Komik streifenden Würde: „Meine Herren. Unser liebenswürdiger Wirt hat die Armee leben lassen und mit der Armee meinen Namen verknüpft. Ja, meine Herren, ich bin Soldat . . ."

„Oh, for shame!" brummte der über das wiederholte „meine Herren" und das gleichzeitige Unterschlagen aller anwesenden Damen aufrichtig empörte Mr. Nelson, „oh, for shame", und ein Kichern ließ sich allerseits hören, das auch anhielt, bis des Redners immer finsterer werdendes Augenrollen eine wahre Kirchenstille wiederhergestellt hatte. Dann erst fuhr dieser fort:

„Ja, meine Herren, ich bin Soldat . . . Aber noch mehr als das, ich bin auch Streiter im Dienst einer Idee. Zwei große Mächte sind es, denen ich diene: Volkstum und Königtum. Alles andere stört, schädigt, verwirrt. Englands Aristokratie, die mir, von meinem Prinzip ganz abgesehen, auch persönlich widerstreitet, veranschaulicht eine solche Schädigung, eine solche Verwirrung; ich verabscheue Zwischenstufen und überhaupt die feudale Pyramide. Das sind Mittelalterlichkeiten. Ich erkenne mein Ideal in einem Plateau, mit einem einzigen, aber alles überragenden Pic."

Die Ziegenhals wechselte hier Blicke mit Treibel.

„. . . Alles sei von Volkes Gnaden, bis zu der Stelle hinauf, wo die Gottesgnadenschaft beginnt. Dabei streng geschiedene Machtbefugnisse. Das Gewöhnliche, das Massenhafte, werde bestimmt durch die Masse, das Ungewöhnliche, das Große, werde bestimmt durch das Große. Das ist Thron und Krone. Meiner politischen Erkenntnis nach ruht alles Heil, alle Besserungsmöglichkeit in der Aufrichtung einer Royaldemokratie, zu der sich, soviel ich weiß, auch unser Kommerzienrat bekennt. Und in diesem Gefühle, darin wir uns eins wissen, erhebe ich das Glas und bitte Sie, mit mir auf das Wohl unseres hochverehrten Wirtes zu trinken, zugleich unseres Gonfaloniere, der uns die Fahne trägt. Unser Kommerzienrat Treibel, er lebe hoch!"

Alles erhob sich, um mit Vogelsang anzustoßen und ihn als Erfinder der Royaldemokratie zu beglückwünschen. Einige konnten als aufrichtig entzückt gelten, besonders das Wort „Gonfaloniere" schien gewirkt zu haben, andere lachten still in sich hinein, und nur drei waren direkt unzufrieden: Treibel, weil er sich von den Vogelsangschen Prinzipien praktisch nicht viel versprach, die Kommerzienrätin, weil ihr das Ganze nicht fein genug vorkam, und drittens Mr. Nelson, weil er sich aus dem gegen die englische Aristokratie gerichteten Satz Vogelsangs einen neuen Haß gegen eben diesen gesogen hatte.

„Stuff and nonsense! What does he know of our aristocracy? To be sure, he doesn't belong to it; — that's all."

„Ich weiß doch nicht", lachte Corinna. „Hat er nicht was von einem Peer of the Realm?"

Nelson vergaß über dieser Vorstellung beinahe all seinen Groll und bot Corinna, während er eine Knackmandel von einem der Tafelaufsätze nahm, eben ein Vielliebchen an, als die Kommerzienrätin den Stuhl schob und dadurch das Zeichen zur Aufhebung der Tafel gab. Die Flügeltüren öffneten sich, und in derselben Reihenfolge, wie man zu Tisch gegangen war, schritt man wieder auf den mittlerweile gelüfteten Frontsaal zu, wo die Herren, Treibel an der Spitze, den älteren und auch einigen jüngeren Damen respektvoll die Hand küßten.

Nur Mr. Nelson verzichtete darauf, weil er die Kommerzienrätin „a little pompous" und die beiden Hofdamen „a little ridiculous" fand, und begnügte sich, an Corinna herantretend, mit einem kräftigen „shaking hands".

Viertes Kapitel.

Die große Glastür, die zur Freitreppe führte, stand auf; dennoch war es schwül, und so zog man es vor, den Kaffee draußen zu nehmen, die einen auf der Veranda, die anderen im Vorgarten selbst, wobei sich die Tischnachbarn in kleinen Gruppen wieder zusammenfanden und weiterplauderten. Nur als sich die beiden adligen Damen von der Gesellschaft verabschiedeten, unterbrach man sich in diesem mit Medisance reichlich gewürzten Gespräch und sah eine kleine Weile dem Landauer nach, der, die Köpenicker Straße hinauf, erst auf die Frau von Ziegenhalsche Wohnung, in unmittelbarer Nähe der Marschallsbrücke, dann aber auf Charlottenburg zufuhr, wo die seit fünfunddreißig Jahren in einem Seitenflügel des Schlosses einquartierte Bomst ihr Lebensglück und zugleich ihren besten Stolz aus der Betrachtung zog, in erster Zeit mit des hochseligen Königs Majestät, dann mit der Königin Witwe und zuletzt mit den Meiningenschen Herrschaften dieselbe Luft geatmet zu haben. Es gab ihr all das etwas Verklärtes, was auch zu ihrer Figur paßte.

Treibel, der die Damen bis an den Wagenschlag begleitet, hatte mittlerweile, vom Straßendamm her, die Veranda wieder erreicht, wo Vogelsang, etwas verlassen, aber mit uneingebüßter Würde, seinen Platz behauptete. „Nun ein Wort unter uns, Leutnant, aber nicht hier; ich denke, wir absentieren uns einen Augenblick und rauchen ein Blatt, das nicht alle Tage wächst, und namentlich nicht überall." Dabei nahm er Vogelsang unter den Arm und führte den Gerngehorchenden in sein neben dem Saal gelegenes Arbeitszimmer, wo der geschulte, diesen Lieblingsmoment im Dinerleben seines Herrn von lang her kennende Diener bereits alles zurechtgestellt hatte: das Zigarrenkistchen, den Likörkasten und die Karaffe mit Eiswasser. Die gute Schulung des Dieners beschränkte sich aber nicht auf diese Vorarrangements, vielmehr stand er im selben Augenblick, wo beide Herren ihre Plätze genommen hatten, auch schon mit dem Tablett vor ihnen und präsentierte den Kaffee.

„Das ist recht, Friedrich, auch der Aufbau hier, alles zu meiner Zufriedenheit; aber gib doch lieber die andere Kiste her, die flache. Und dann sage meinem Sohn Otto, ich ließe ihn bitten ... Ihnen doch recht, Vogelsang? Oder wenn du Otto nicht triffst, so bitte den Polizeiassessor, ja, lieber den, er weiß doch besser Bescheid. Sonderbar, alles, was in der Molkenmarktluft groß geworden, ist dem Rest der Menschheit um ein Beträchtliches überlegen. Und dieser Goldammer hat nun gar noch den Vorteil, ein richtiger Pastorssohn zu sein, was all seinen Geschichten einen eigentümlich pikanten Beigeschmack gibt." Und dabei klappte Treibel den Kasten auf und sagte: „Kognak oder Allasch? Oder das eine tun und das andere nicht lassen?"

Vogelsang lächelte, schob den Zigarrenknipser ziemlich demonstrativ beiseite und biß die Spitze mit seinen Raffzähnen ab. Dann griff er nach einem Streichhölzchen. Im übrigen schien er abwarten zu wollen, womit Treibel beginnen würde. Der ließ denn auch nicht lange warten.

„Eh bien, Vogelsang, wie gefielen Ihnen die beiden alten Damen? Etwas Feines, nicht wahr? Besonders die Bomst. Meine Frau würde sagen: ätherisch. Nun, durchsichtig genug ist sie. Aber offen gestanden, die Ziegenhals ist mir lieber, drall und prall, kapitales Weib, und muß ihrerzeit ein geradezu formidables Festungsviereck gewesen sein. Rasses Temperament, und wenn ich recht gehört habe, so pendelt ihre Vergangenheit zwischen verschiedenen kleinen Höfen hin und her. Lady Milford, aber weniger sentimental. Alles natürlich alte Geschichten, alles beglichen, man könnte beinahe sagen, schade. Den Sommer über ist sie jetzt regelmäßig bei den Kraczinskis, in der Zossener Gegend; weiß der Teufel, wo seit kurzem all die polnischen Namen herkommen. Aber schließlich ist es gleichgültig. Was meinen Sie, wenn ich die Ziegenhals, in Anbetracht dieser Kraczinskischen Bekanntschaft, unsern Zwecken dienstbar zu machen suchte?"

„Kann zu nichts führen."

„Warum nicht? Sie vertritt einen richtigen Standpunkt."

„Ich würde mindestens sagen müssen, einen nicht richtigen."

„Wieso?"

„Sie vertritt einen durchaus beschränkten Standpunkt, und wenn ich das Wort wähle, so bin ich noch ritterlich. Übrigens wird mit diesem „ritterlich" ein wachsender und geradezu horrender Mißbrauch getrieben; ich glaube nämlich nicht, daß unsere Ritter sehr ritterlich, das heißt ritterlich im Sinne von artig und verbindlich, gewesen sind. Alles bloß historische Fälschungen. Und was diese Ziegenhals angeht, die wir uns, wie Sie sagen, dienstbar machen sollen, so vertritt sie natürlich den Standpunkt des Feudalismus, den der Pyramide. Daß sie zum Hofe steht, ist gut, und ist das, was sie mit uns verbindet; aber das ist nicht genug. Personen, wie diese Majorin und selbstverständlich auch ihr adliger Anhang, gleichviel ob er polnischen oder deutschen Ursprungs ist — alle leben mehr oder weniger in einem Wust von Einbildungen, will sagen von mittelalterlichen Standesvorurteilen, und das schließt ein Zusammengehen aus, trotzdem wir die Königsfahne mit ihnen gemeinsam haben. Aber diese Gemeinsamkeit frommt nicht, schadet uns nur. Wenn wir rufen: „Es lebe der König!" so geschieht es, vollkommen selbstsuchtlos, um einem großen Prinzip die Herrschaft zu sichern; für mich bürge ich, und ich hoffe, daß ich es auch für Sie kann ..."

„Gewiß, Vogelsang, gewiß."

„Aber diese Ziegenhals — von der ich beiläufig fürchte, daß Sie nur zu sehr recht haben mit der von Ihnen angedeuteten, wenn auch, Gott sei Dank, weit zurückliegenden Auflehnung gegen Moral und gute Sitte — diese Ziegenhals und ihresgleichen, wenn die rufen: „Es lebe der König!" so heißt das immer nur, es lebe der, der für uns sorgt, unser Nährvater; sie kennen nichts als ihren Vorteil. Es ist ihnen versagt, in einer Idee aufzugehen, und sich auf Personen stützen, die nur sich kennen, das heißt unsre Sache verloren geben. Unsre Sache besteht nicht bloß darin, den fortschrittlichen Drachen zu bekämpfen, sie besteht auch in der Bekämpfung des Vampyr-Adels, der immer bloß saugt und saugt. Weg mit der ganzen Interessen-Politik! In dem Zeichen absoluter Selbstlosigkeit müssen wir siegen, und dazu brauchen wir das Volk, nicht das Quitzowtum, das seit dem gleichnamigen Stücke wieder obenauf ist, und das Heft in die Hände nehmen möchte. Nein, Kommerzienrat, nichts von Pseudo-Konservatismus, kein Königtum auf falscher Grundlage; das Königtum, wenn wir es konservieren wollen, muß auf etwas Soliderem ruhen als auf einer Ziegenhals oder einer Bomst."

„Nun, hören Sie, Vogelsang, die Ziegenhals wenigstens ..."

Und Treibel schien ernstlich gewillt, diesen Faden, der ihm paßte, weiterzuspinnen. Aber ehe er dazu kommen konnte, trat der Polizeiassessor vom Salon her ein, die kleine Meißner Tasse noch in der Hand, und nahm zwischen Treibel und Vogelsang Platz. Gleich nach ihm erschien auch, vielleicht von Friedrich benachrichtigt, vielleicht auch aus eigenem Antriebe, weil er von langer Zeit her die der Erotik zugewendeten Wege kannte, die Goldammer, bei Likör und Zigarren, regelmäßig und meist sehr rasch, sodaß jede Versäumnis sich strafte, zu wandeln pflegte.

Der alte Treibel wußte dies selbstverständlich noch viel besser, hielt aber ein auch seinerseits beschleunigtes Verfahren doch für angezeigt und hob deshalb ohne weiteres an: „Und nun sagen Sie, Goldammer, was gibt es? Wie steht es mit dem Lützowplatz? Wird die Panke zugeschüttet, oder, was so ziemlich dasselbe sagen will, wird die Friedrichstraße sittlich gereinigt? Offen gestanden, ich fürchte, daß unsere pikanteste Verkehrsader nicht allzuviel dabei gewinnen wird; sie wird um ein Geringes moralischer und um ein Beträchtliches langweiliger werden. Da das Ohr meiner Frau bis hierher nicht trägt, so läßt sich dergleichen allenfalls aufs Tapet bringen; im übrigen soll Ihnen meine gesamte Fragerei keine Grenzen ziehen. Je freier, je besser. Ich habe lange genug gelebt, um zu wissen, daß alles, was aus einem Polizeimunde kommt, immer Stoff ist, immer frische Brise, freilich mitunter auch Scirocco, ja geradezu Samum. Sagen wir Samum. Also was schwimmt obenauf?"

„Eine neue Soubrette."

„Kapital. Sehen Sie, Goldammer, jede Kunstrichtung ist gut, weil jede das Ideal im Auge hat. Und das Ideal ist die Hauptsache, so viel weiß ich nachgerade von meiner Frau. Aber das Idealste bleibt doch immer eine Soubrette. Name?"

„Grabillon. Zierliche Figur, etwas großer Mund, Leberfleck."

„Um Gottes willen, Goldammer, das klingt ja wie ein Steckbrief. Übrigens Leberfleck ist reizend; großer Mund Geschmackssache. Und Protegé von wem?"

Goldammer schwieg.

„Ah, ich verstehe. Obersphäre. Je höher hinauf, je näher dem Ideal. Übrigens da wir mal bei Obersphäre sind, wie steht es denn mit der Grußgeschichte? Hat er wirklich nicht gegrüßt? Und ist es wahr, daß er, natürlich der Nichtgrüßer, einen Urlaub hat antreten müssen? Es wäre eigentlich das beste, weil es so nebenher einer Absage gegen den ganzen Katholizismus gleichkäme, sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe."

Goldammer, heimlicher Fortschrittler, aber offener Antikatholik, zuckte die Achseln und sagte: „So gut steht es leider nicht und kann auch nicht. Die Macht der Gegenströmung ist zu stark. Der, der den Gruß verweigerte, wenn Sie wollen, der Wilhelm Tell der Situation, hat zu gute Rückendeckeung. Wo? Nun, das bleibt in der Schwebe; gewisse Dinge darf man nicht bei Namen nennen, und ehe wir nicht der bekannten Hydra den Kopf zertreten oder, was dasselbe sagen will, dem altenfritzischen „Ecrasez l'infâme" zum Siege verholfen haben ..."

In diesem Augenblick hörte man nebenan singen. Treibel, der eine neue Zigarre nehmen wollte, warf sie wieder in das Kistchen zurück und sagte: „Meine Ruh ist hin ... Und mit der Ihrigen, meine Herren, steht es nicht viel besser. Ich glaube, wir müssen wieder bei den Damen erscheinen, um an der Ära Adolar Krola teilzunehmen. Denn die beginnt jetzt."

Damit erhoben sich alle vier und kehrten unter Vortritt Treibels in den Saal zurück, wo wirklich Krola am Flügel saß und seine drei Hauptstücke, mit denen er rasch hintereinander aufzuräumen pflegte, vollkommen virtuos, aber mit einer gewissen absichtlichen Klapprigkeit zum besten gab. Es waren: „Der Erlkönig", „Herr Heinrich saß am Vogelherd" und „Die Glocken von Speier". Diese letztere Nummer, mit dem geheimnisvoll einfallenden Glockenbimbam, machte jedesmal den größten Eindruck und bestimmte selbst Treibel zu momentan ruhigem Zuhören. Er sagte dann

auch wohl mit einer gewissen höheren Miene: „Von Löwe, ex ungue Leonem; das heißt von Karl Löwe, Ludwig komponiert nicht."

Viele von denen, die den Kaffee im Garten oder auf der Veranda genommen hatten, waren, gleich als Krola begann, ebenfalls in den Saal getreten, um zuzuhören, andere dagegen, die die drei Balladen schon von zwanzig Treibelschen Diners her kannten, hatten es doch vorgezogen, im Freien zu bleiben und ihre Gartenpromenade fortzusetzen, unter ihnen auch Mr. Nelson, der, als ein richtiger Vollblut-Engländer, musikalisch auf schwächsten Füßen stand und rundheraus erklärte, das Liebste sei ihm ein Nigger mit einer Pauke zwischen den Beinen: „I can't see, what it means; music is nonsense."

So ging er denn mit Corinna auf und ab, Leopold an der anderen Seite, während Marcell mit der jungen Frau Treibel in einiger Entfernung folgte, beide sich über Nelson und Leopold halb ärgernd, halb erheiternd, die, wie schon bei Tische, von Corinna nicht los konnten.

Es war ein prächtiger Abend draußen, von der Schwüle, die drinnen herrschte, keine Spur, und schräg über den hohen Pappeln, die den Hintergarten von den Fabrikgebäuden abschnitten, stand die Mondsichel; der Kakadu saß ernst und verstimmt auf seiner Stange, weil es versäumt worden war, ihn zu rechter Zeit in seinen Käfig zurückzunehmen, und nur der Wasserstrahl stieg so lustig in die Höhe wie zuvor.

„Setzen wir uns", sagte Corinna, „wir promenieren schon ich weiß nicht wie lange", und dabei ließ sie sich ohne weiteres auf den Rand der Fontäne nieder. „Take a seat, Mr. Nelson. Sehen Sie nur den Kakadu, wie bös er aussieht. Er ist ärgerlich, daß sich keiner um ihn kümmert."

„To be sure, und sieht aus wie Leutnant Sangevogel. Doesnt' he?"

„Wir nennen ihn für gewöhnlich Vogelsang. Aber ich habe nichts dagegen, ihn umzutaufen. Helfen wird es freilich nicht viel."

„No, no, there's no help for him: Vogelsang, ah, ein häßlicher Vogel, kein Singevogel, no finch, no trussel."

„Nein, er ist bloß ein Kakadu, ganz wie Sie sagen."

Aber kaum, daß dies Wort gesprochen war, so folgte nicht nur ein lautes Kreischen von der Stange her, wie wenn der Kakadu gegen den Vergleich protestiern wolle, sondern auch Corinna schrie laut auf, freilich nur, um im selben Augenblick wieder in ein helles Lachen auszubrechen, in das gleich danach auch Leopold und Mr. Nelson einstimmten. Ein plötzlich sich aufmachender Windstoß hatte nämlich dem Wasserstrahl eine Richtung genau nach der Stelle hin gegeben, wo sie saßen, und bei der Gelegenheit allesamt, den Vogel auf seiner Stange mit eingeschlossen, mit einer Flut von Spritzwasser überschüttet. Das gab nun ein Klopfen und Abschütteln, an dem auch der Kakadu teilnahm, freilich ohne seinerseits seine Laune dabei zu verbessern.

(Fortsetzung folgt.)

Das unheimliche Tier.

Humoreske von Georg von der Gabelentz.

Der Amtsrichter war einer jener Jäger, die ihre Zimmer mit Rehgehörnen und Spielhahnfedern austapezieren, alle Schränke mit ausgestopften Jagdtrophäen bekrönen und nicht einschlafen können, wenn ein anderer auf einer Jagd besseren Zulauf gehabt.

In seinen freien Stunden las er nichts anderes als Jagdabenteuer aus fremden Ländern. — Dieser Nimrod hatte einige große Bauernwaldungen an der Landesgrenze gepachtet und fuhr zur Jagdzeit jeden freien Tag in seinem Einspänner mit dem Schimmel hinaus. Manchmal stellte er das Pferd im Gasthof von Waldkirchen ein; wenn er sich aber zur Birkhahnbalz oder an den sogenannten See auf Enten begeben wollte, ließ er Wagen und Gaul beim Kunzenfranz, einem Kleinbauern und Holzarbeiter, dessen Hof eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt am Waldrande lag.

Eines Tages überraschte den Amtsrichter der Wirt von Waldkirchen durch einen Brief, es sei mit dem Raubzeug seit einiger Zeit nicht mehr auszuhalten. Nachdem zuerst nur Hühner und Gänse verschwanden, sei ihm gestern von der Weide weg ein ganzer Hammel fortgeschleppt worden.

Unsinn, dachte der Amtsrichter. Füchse und Marder tragen keine Hammel fort. Wir haben es hier einfach mit Zigeunern zu tun, die sich allerorten herumtreiben. — Er ließ durch den Wachtmeister Nachforschungen anstellen, aber die Zigeuner schienen unschuldig. Dagegen wurde ein Gerücht immer öfter herumgetragen, daß ein fremdes Raubtier in den Wäldern sein Unwesen treiben müsse. Man sprach bald von nichts anderem, es wurde zum Schrecken der Gegend. Und als sogar einmal nachts ein Kalb geraubt wurde, fand am Skattisch der Apotheker für das Biest den Namen „Unheimel". — Es war wirklich ein unheimliches Geschöpf. Niemand wagte sich aus den Dörfern abends in den Bergwald. Auch der Kunzenfranz meinte zum Amtsrichter, der herausgefahren war: „Ich leg' mich keine Nacht hin, ehe ich nicht Türen und Läden fest verriegelt habe. Ich habe selbst das Luder mal abends am Waldrand gesehen. Es sieht hellgrau aus und hat einen Schwanz, der is gut 'n Meter lang."

Einige meinten, es werde sich um einen Hund handeln, andere glaubten an einen Wolf. Die alte Pilzbäuerin schwor, es sei ihr an der Lärchenecke über den Weg gerannt, wie ein großer Bär.

Den Amtsrichter beschäftigte die Sache Tag und Nacht. Eins stand fest, das war kein Fuchs oder Marder, und man mußte mit Schläue und Vorsicht zu Werke gehen, sonst verscheuchte man das Wild oder kam gar selbst in Lebensgefahr. Ein Raubtier, das ein Kalb davontrug, konnte sich sehr wohl auch an einem Menschen vergreifen.

Der Amtsrichter studierte also noch einmal in Eile einige Bücher über Großtierjagden in Afrika durch, ließ auch einen Artikel über das „Unheimel" im Stadtblatt erscheinen, den die Presse anderer Orte zu seiner Freude abdruckte und fuhr eines Tages mit der Büchse, dem neuen Hirschfänger und einem Revolver bewaffnet abermals nach seinem Jagdrevier.

Als Schutzmittel trug er für alle Fälle lederne Gamaschen, ebensolche Beinkleider, die er sich in München gekauft, und eine Lederweste unter der Jacke, so daß es ihm mächtig heiß wurde, als er dem Walde zuschritt.

Da der seitwärts in einiger Entfernung das Häuschen des Kunzenfranz erblickte, beschloß er, den Kerl aufzusuchen, vielleicht daß er ihn begleiten würde. Denn je näher er dem dunkeln Walde kam, der das Geheimnis beherbergte, um so mehr fürchtete der Amtsrichter, überraschend auf irgend ein wütendes und gefährliches Vieh zu stoßen.

Doch der Kunzenfranz, der eben Holz spaltete, schüttelte den Kopf. „Na, ich mach' da nicht mit! Mit dem Vieh mag ich mich nimmer einlassen."

Der Amtsrichter mußte also allein weitergehen. Er fluchte in seinem dicken Lederzeug; aber der Ehrgeiz, die Gegend von dem Raubtier zu befreien und die Angst, irgend ein anderer Jäger könnte das Tier erlegen und ihm den Ruhm rauben, trieben ihn vorwärts. Als sich aber der Weg tiefer im dichten Holz verlor, fielen ihm plötzlich Jagderzählungen aus Afrika ein. — Nein, es war ein Unsinn, sich allein in eine so prekäre Lage zu begeben. Wie oft waren Jäger in einem Urwald von einer Bestie angefallen worden, ehe sie Zeit gehabt hatten, auch nur das Gewehr herabzureißen. Leicht konnte ihm das hier ähnlich ergehen. Die Wilden pflegten durch Schießen das Raubzeug in respektvoller Entfernung zu halten; darum gab der Amtsrichter, weil die Dämmerung die Lage noch bedrohlicher machte, zwei Schüsse ab. Dann kehrte er um. — Wieder traf er den Kunzenfranz, und da dieser fragte, erzählte er: „Ich meine, es war ein starker Wolf. Zwei Schüsse hab' ich ihm auf den Pelz gebrannt; aber dann war das Vieh verschwunden."

„Ja, ja, das Luder läßt sich von niemand nicht erwischen", gab der Bauer zurück.

In der Stadt rühmte sich der Amtsrichter, wie er im Dunkeln auf ein großes Tier gestoßen und sogleich Feuer gegeben habe. Es sei bestimmt ein ausnehmend großer Wolf gewesen, und er fügte hinzu, daß dieser starken Schweiß verloren habe, doch leider entkommen sei.

Einige Tage später las er zu seiner Freude im Stadtblatt: „Unser Mitbürger und bewährter Weidmann, Amtsrichter N. N., ist auf einem seiner vielen und unerschrockenen Pirschgänge dem Raubtier begegnet und hat in dem „Unheimel" einen Wolf oder Panther erkannt. Das gefährliche Untier dürfte wohl einer wandernden Tierschau entsprungen sein." — Bald danach erhielt er bereits von einer großen Jagdzeitung die Bitte um Einsendung eines Artikels über das unbekannte Tier.

Der Amtsrichter war mit einem Male zu einer vielgenannten Persönlichkeit geworden. Er wußte, daß man an allen Stammtischen von ihm sprach, und er war nun doppelt darauf erpicht, das „Unheimel" wirklich zur Strecke zu bringen. Ausgestopft wollte er es zur ewigen Erinnerung mit einer Inschrifttafel dem Provinzialmuseum verehren. Zur rechten Zeit fiel ihm ein, wie man, ohne persönlich unnötig sich in Gefahr zu begeben, in Afrika die Bestien mittels Gruben fing. Er erkundete eine Schlucht, in der ein Steig nach dem Dorfe führte, ließ heimlich und schnell dort eine Grube auswerfen, mit Ästen und Laub zudecken und dahinter einen Hammel an einen Baum binden. Unweit von dieser Grube stand eine alte Buche. Man konnte sie leicht erklettern, und der Amtsrichter machte sich auf ihr einen Sitz zurecht. Dann schwang er sich hinauf und wartete, das Gewehr schußbereit auf den Knien.

Die Dämmerung kam, der Hammel begann ängstlich zu blöken. Das war dem Jäger gerade recht. So mußte das fremde Biest herangelockt werden, und wenn es durch die Höhle schlich, in die Grube stürzen.

Es wurde dunkel. Feiner Regen fiel, es tropfte von den Blättern, die Brille lief an, aber der Amtsrichter hielt aus. Er schwor: „Diesmal lauf' ich nicht davon, und sollte mir sonstwas begegnen!" Und er malte sich aus, wie alle Besucher einst das Vieh in einem Glasschank des Museums bewundern würden.

Die Zeit wurde ihm lang. Allmählich bereute er, nicht noch jemand mitgenommen zu haben, und wenn es nur ein Bauer, der Kunzenfranz etwa, gewesen wäre. Dumm, falls er umsonst naß regnete.

Plötzlich vernahm er Knacken im Unterholz und vorsichtige Schritte, wie von einem schweren Tiere. Das Herz klopfte ihm, er umklammerte das Gewehr. Zu sehen war nichts. Nun hörte er ängstliches Blöken des Hammels, ein kurzes Stampfen und Keuchen, als finde dort unten ein Kampf statt und dann wieder Schritte. Er horchte gespannt; Gott sei dank, sie schienen sich, wie er erwartet, in der Richtung der Fallgrube zu entfernen.

Der Hammel war verstummt; das Raubtier hatte ihn sicher getötet und weggeschleppt. Im Dunkeln ließ sich nun leider nichts mehr unternehmen, und wer kein böhmischer Ochs war, hütete sich, den sicheren Baum zu verlassen. Fröstelnd, mit schmerzenden Gliedern hockte der Jäger, bis endlich der Morgen durch die Bäume hellte. Nun kletterte er zitternd vor Aufregung herab, putzte sorgfältig die Gläser der Brille, und schlich mit gespannter Büchse der Grube zu. Schon von weitem sah er: die Äste waren niedergebrochen. Das Tier gefangen! Nur wenige Schritte war er entfernt; unruhig raschelte es in dem dunklen Loche. Vorsichtig, den Hals lang machend, das Gewehr schußbereit beugte er sich darüber. Da, da glotzte ihn eine menschliche Fratze, der Kunzenfranz, aus der Grube an. Der tote Hammel aber lag neben ihm.

Der Amtsrichter stand erstarrt. — „Sie?! — Ja, Franz, was machen Sie denn da drinn?" — „Gottverdammich!" fluchte der Bauer, „helfen Sie mir aus dem Loch 'raus! So 'ne Gemeinheit! Das werd' ich anzeigen! Ich konnte mir die Beene brechen!"

Nicht ohne Mühe zog der Amtsrichter den Kerl herauf. Er fing an zu wettern, daß man ihn zum Narren gehalten und fuhr ihn an: „Also Sie elender Halunke machen wohl gar hier das wilde Tier? Warten Sie, wir werden uns vor Gericht wiedersehen!"

„Das werden wir bestimmt nicht", knurrte der Kunzenfranz, „Sei'n Sie nur hübsch stille, sonst sag' ich vorm Gericht, daß Sie damals gar nix gesehen und nur in die Luft geschossen haben. Nein, nein, wir wollen lieber beide 's Maul halten, Herr Amtsrichter!"

Der Amtsrichter kam am nächsten Abend ziemlich spät zum Stammtisch. Und als man ihn nach dem „Unheimel" fragte, schlug er ärgerlich den Deckel auf seinen Bierkrug. „Laßt mich endlich aus mit eurem „Unheimel"! An dem Vieh ist sicher gar nichts Unheimliches dran!"



Bunte Chronik

* **Kriminalistische Methoden im Dienste der Kunstwissenschaft.** Der argentinische Gesandte in Rom, Dr. Fernando Perez, ist ein vielseitiger und genialer Mann. Neben seinem Hauptberuf als Diplomat schätzt man ihn als Arzt von bedeutendem Ruf, und außerdem ist er leidenschaftlicher Kunstsammler, nicht nur aus Liebhaberei, sondern auf ernster wissenschaftlicher Grundlage. Und wie es so oft kommt, der Dilettant hat wieder einmal eine Entdeckung gemacht, die so nahe liegt und die den gelehrten Herren vom Fach doch bis heute unbekannt geblieben ist. Mit besonders feinen Instrumenten ist es Dr. Perez gelungen, auf alten Bildern — Fingerabdrücke festzustellen, die offenbar von den Meistern stammen. Die Biographen Tizians erzählen, daß der Meister die Gewohnheit hatte, nicht nur mit dem Pinsel, sondern manchmal auch, wenn er besonders fein die Farbtöne verteilen wollte, mit seinem Daumen zu arbeiten. Niemand ist es bis jetzt eingefallen, nach den Spuren des Tizianschen Daumens auf seinen Bildern zu suchen. Dr. Perez hat sie entdeckt, und wenn man weiß, wo sie sind, kann man sie auch mit bloßem Auge erkennen. Dr. Perez konnte weiterhin auf einer Reihe alter Gemälde von anderen italienischen Meistern solche Daumenabdrücke feststellen. Das Malen mit dem Finger war also nicht nur eine Eigentümlichkeit Tizians. Dr. Perez hat damit der Kunstwissenschaft eine neue Untersuchungsmethode geliefert, die sich unter Umständen noch als sehr nützlich erweisen wird. Wie die Polizei an den Fingerabdrücken den „vorgemerkten" Verbrecher vom unbescholtenen Bürger unterscheiden kann, so wird künftig der Kunstwissenschaftler in vielen Fällen durch einen Vergleich der auf den alten Bildern wahrnehmbaren Fingerabdrücke den Schöpfer eines Bildes, seine Echtheit oder die heute so beliebten Fälschungen feststellen können. Die Arbeit der Hochstapler im Kunsthandel wird durch die neue Erfindung sehr erschwert werden. Mancher Amerikaner aber, der bis jetzt stolz darauf war, aus dem europäischen Inflationsverkauf einen echten X . . . oder Y . . . erworben zu haben, wird bei der „Daumenprobe" erkennen müssen, daß er einem Betrug zum Opfer gefallen ist.

*

* **Wie bessert sich Chicagos allgemeine Sicherheit?** Es ist bekannt, daß Chicago das Eldorado der Räuber, Einbrecher und Mörder ist. Den Chicagoern gefällt diese Berühmtheit ihrer Stadt nicht sonderlich und die Chicagoer Crime Commission untersuchte jetzt die Kriminalität Chicagos. In ihrem Jahresbericht über 1927 stellt sie fest, daß die Behauptungen über Chicagos ungeheuerliche Kriminalität heute kühnlich als Verleumdungen bewertet werden können. Henry Barett Chamberlin, der geschäftsführende Direktor der Kommission, schreibt, daß — trotzdem die Einwohnerzahl Chicagos in den letzten sieben Jahren um eine Million gewachsen ist — die Zahl der Verbrecher nicht im Verhältnis zu der gesteigerten Einwohnerzahl zugenommen hat. Das aber bedeutet eine Verminderung. Ein Newyorker Blatt bringt gleichzeitig mit dieser Meldung einen Leitartikel über die sizilianische Maffia, mit der die Strenge Mussolinis unbarmherzig ein Ende gemacht hat. Unter anderem heißt es dort: — „Um hier bei uns die Methode Mussolinis in Anwendung zu bringen, bedürfte es einer Änderung der Gesetze. Darauf aber ist — leider Gottes — nicht zu rechnen. Wie aber wäre es, wenn wir wenigstens die Methode, mit der die Polizei mit diesen Schurken umgeht, ändern würden. Wie wäre es zum Beispiel, wenn die Herren von der Polizei mit den Spitzbuben weniger gute Freundschaft halten würden?

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.